



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus Marsbergs Geschichte

Hagemann, Ludwig

Niedermarsberg, [ca. 1938]

XII. Die Notzeit in Stadt und Amt Marsberg vor 120 Jahren

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99269](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99269)

XII.

Die Notzeit in Stadt und Amt Marsberg vor 120 Jahren.

Harte, schlimme Jahre haben wir während des Weltkrieges und nach dem Kriege durchgemacht. Der vorhergehende Aufsatz hat es uns gezeigt. Und doch hat unser Vaterland und besonders unsere engere Heimat schon Zeiten erlebt, die weit, weit schlimmer und schwerer waren. „Der Blick in die Vergangenheit stärkt den Mut für die Zukunft,“ hat einmal ein früherer deutscher Reichskanzler gesagt. Aus diesem Grunde ist es nützlich, in der heutigen Zeit einen Rückblick in die Vergangenheit zu werfen und zwar in die Jahre vor etwa 110 bis 120 Jahren, also in die Jahre von 1810-1820.

Vor uns liegt ein Schriftstück von 120 Seiten in Zeitungsgröße. Es ist geschrieben von dem Großvater des jetzigen Kardinals Karl Josef Schulte in Köln, der damals Justizamtmann im hiesigen Amte und später Bürgermeister in Niedermarsberg war. Das Schriftstück enthält einen ausführlichen Bericht über die furchtbaren Notzustände des Sauerlandes, insbesondere der Stadt und des Amtes Marsberg in den genannten Jahren. Es hat den Vorzug, daß jede Zeile wahr ist, weil alle Angaben durch Berichte aus den einzelnen Gemeinden des Amtes belegt sind.

Das Schriftstück ist vom Archivdirektor Dr. Glasmeyer, jetzt General-Intendant des deutschen Rundfunks, in dem Nachlaß des Kölner Erzbischofs Ferdinand August von Spiegel, Graf zum Desenberg zu Canstein, gefunden und ist gerichtet an die Regierung von Hessen-Darmstadt, wozu ja damals (von 1802—1815) das kölnische Sauerland gehörte. Es hat den Zweck, die Regierung von Hessen-Darmstadt zu bewegen, die übermäßig hohen Steuern zu erlassen oder wenigstens zu ermäßigen.

Wir bemerken noch, daß vor einigen Jahren mehrere Zeitungen Berichte aus Schlesien und aus der Eifel brachten, worin die dortigen Verhältnisse in den genannten Jahren genau so düster geschildert wurden, wie in unserem Bericht über das Sauerland.

Nur wenig kann aus dem umfangreichen Schriftstücke hier wieder-

gegeben werden.

I. Welches waren die Ursachen der damaligen furchtbaren Notstände?

Die erste Ursache waren vollständige Mißernten und zwar in mehreren Jahren nacheinander, besonders in den Jahren 1811, 1812 und 1813. „Im Jahre 1812“, so sagt der Bericht des Bürgermeisters Josef Schulte, „mußten für das Amt Marsberg 6250 Scheffel Brotkorn zugekauft werden. Aber nur ein kleiner Teil der Einwohner konnte für den Ankauf des Brotkornes das nötige Geld aufbringen. Bei weitem der größte Teil der Einwohner nährt sich von einem schlechten Kartoffelbrot, das an die Ofenplatte geklebt und so gebraten wird.“ Noch im Jahre 1819 wird aus Canstein (Kreis Brilon) berichtet: „Des Morgens werden Kartoffeln gerieben, mit Salz gewürzt und an den Ofen geklebt. Sind sie an einer Seite gar gebraten, so werden sie umgedreht. Fleisch wird nur an den 4 Hauptfesten des Jahres gegessen.“

Eine furchtbare Mäuseplage in den Feldern war die zweite Ursache der großen Not. „In die Hinterfelder“, so schreibt der Vorsteher aus Madfeld, sind die Mäuse bei Millionen gefallen, was abermals die trostloseste Aussicht gewährt und uns an Pharaos Traum erinnert, über den Josef von Ägypten zum Propheten wurde. Pfarrer Körholz aus Madfeld hatte 9 Scheffel Gerste ausgesät, er erntete von 4 Morgen ein Fuder, das ihm 3 Scheffel Gerste lieferte. Viele Äcker wurden überhaupt nicht gemäht, weil die Halme so spärlich und so dünn waren, daß sie mit der Sense nicht gefaßt werden konnten.

Ein großer Teil der Felder, das war eine weitere Ursache der Armut, lag brach, unbebaut, weil zur Zeit der Aussaat das Saatkorn fehlte, das man wegen Geldmangels nicht hatte kaufen können. Andere mußten die Äcker brach liegen lassen, weil sie nicht selbst Pferde oder Kühe zum Ackern hatten, Ackerlohn aber nicht bezahlen konnten.

Stark hervorgehoben wird dann in dem Berichte, welch große Not die Freiheitskriege (1813—1815) über die ganze Gegend brachten. Stadt und Amt Marsberg litten furchtbar unter den beständigen Durchzügen der Soldaten, besonders nach der Schlacht bei Leipzig im Jahre 1813, als die Franzosen auf ihrem Rückzuge zum Rhein flüchteten. Zum 14. November 1813 wird berichtet: „6—8000 Kosaken zogen durch die Gegend, die alles mitnahmen, dessen sie habhaft werden konnten.“ „800 fremde Soldaten lagen hier Monate lang krank und mußten untergebracht und gepflegt werden.“

Die Freiheitskriege hatten noch andere schlimme Folgen, besonders für die Landwirtschaft. „Ganze Strecken von Ländereien“, so wird nach Darmstadt berichtet, „liegen unbebaut, ganze Güter finden keinen Käufer, weil die Familiensöhne, die noch Vermögen und Kraft hätten, um dergleichen Ländereien anzubauen, zum Militärdienst eingezogen werden.“

Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen und bei solchen Zuständen die Jugend vollständig versagte. Die Schulverhältnisse waren an allen Orten die denkbar traurigsten. Nicht weniger als 8 Seiten braucht der Bericht, um die traurigen Schulverhältnisse zu schildern. Entweder waren keine Schulhäuser vorhanden oder sie waren verfallen. „Das Schulgebäude“, so wird von einem Orte berichtet, „ist unter aller Kritik. Es gleicht eher einem ungesunden Loche, worin man Tiere einzwängt, als einem Erziehungshause.“ Im Sommer hatten die Kinder überhaupt keinen Unterricht, im Winter versahen Handwerker, Tagelöhner, Nachtwächter den Schuldienst. Die Folge war eine unglaubliche Verwahrlosung der Jugend.

Wohl die ärgste und schlimmste Ursache der großen Not in jenen bösen Jahren waren die unglaublich hohen Steuern und öffentlichen Abgaben, die von der Regierung in Hessen-Darmstadt gefordert und mit rücksichtsloser Härte beigetrieben wurden. „Von 1803 bis 1816, also in 13 Jahren, wurden aus dem Amte Marsberg 242000 Gulden, fast einhalb Millionen Mark, an Steuern, öffentlichen Abgaben und Kriegskontributionen mit schonungsloser Härte beigetrieben.“ Nach einem vorliegenden gedruckten Verzeichnisse hatte bis zum Jahre 1824 das Amt Arnsberg „an die Truppen der Alliierten und an die Magazine derselben“ gezahlt 65341 Gulden, das Amt Attendorn 40048 Gulden, das Amt Brilon 62929 Gulden, das Amt Marsberg 30735 Gulden, das Amt Meschede 62610 Gulden, das Amt Werl gar 181145 Gulden. Welche ungeheuere Summen in damaliger Zeit!

Zu all' diesem kam für Marsberg und alle umliegenden Orte noch ein besonderer Grund der Verarmung: Die Kupferhütte lag still. Erst 1818 nahm die Preußische Regierung, die seit 1816 an die Stelle der Hessen-Darmstädtischen Regierung getreten war, den Betrieb des Bergbaues wieder auf. „Die Hälfte der Einwohner Marsbergs“, so lautet der Bericht, „war früher auf der Hütte beschäftigt und hatte einen guten Verdienst. Der Zustand der regsten Betriebsamkeit und der glücklichen Wohlhabenheit ist völlig geschwunden. Totenstille und tiefes, entsetzliches Elend sind an ihre Stelle getreten.“

Still lagen auch acht Eisenwerke, die bei Giershagen und Beringhausen lagen und mehrere Schmelz- und Hammerwerke in ununterbrochener Tätigkeit hielten. Auf diesen Werken hatten bisher viele Leute Beschäftigung gefunden. Ja, der Bericht behauptet, daß $\frac{3}{4}$ der Einwohner von Giershagen, Padberg und Helminghausen dort ihr Brot verdient hätten.

Überschaut man all' diese Ursachen und Übelstände, dann begreift man, daß große Not und Armut die Folge sein mußten.

Der erwähnte Bericht an die Regierung in Hessen-Darmstadt führt dann auch ausführlich die schlimmsten Notzustände selbst an.

II. Wie trat die große Not und Armut zutage?

Um die hohen Steuern, öffentlichen Abgaben und Kriegskontributionen bezahlen zu können, hatten manche Familien nicht nur das unentbehrlichste Hausvieh, sondern sogar die notwendigsten Gegenstände aus dem Hause verkaufen müssen. „Viele Familien“, so heißt es wörtlich in dem Berichte, „sind dadurch in solche Armut geraten, daß sie keinen Tisch, keinen Stuhl, keine Bank mehr besitzen und auf der bloßen Erde im Stroh sich lagern. Und wenn sie einmal etwas Warmes genießen wollen, wandert derselbe Kochpott durch drei, vier oder mehr Familien.“

„Aus Mangel an Betten liegen die Eltern mit den kleinen und erwachsenen Söhnen und Töchtern samt den Diensthöten im Sommer auf einer Streu auf dem Boden und im Winter in einer Stube um den gemeinschaftlichen Ofen herum.“

Wenn in unseren Tagen einmal eine ansteckende Kinderkrankheit ausbricht, dann bangen unsere Eltern für das Leben ihrer Kinder; sie bitten Gott, ihnen die Kinder zu erhalten. Anders war es damals. „Das im Amte Marsberg eingerissene Elend hat bereits einen solch furchtbaren Grad erreicht, daß die Eltern sich vom Himmel Krankheiten erlehen, wodurch ihre Kinder, deren schreienden Hunger sie bei allem Ringen und Streben nicht mehr zu stillen wissen, ins frühe Grab geworfen werden. Wenn mal eine Kinderkrankheit ausbricht, sind Väter und Mütter nicht zu bewegen, die unentgeltliche Hilfe eines Arztes anzunehmen oder einige Arzneimittel zu gebrauchen. Und als einmal in Untermarsberg ein Fleckenfieber (vielleicht Scharlach?) unter den Kindern ausbrach, haben mit Verzweiflung ringende Mütter aus anderen Orten ihre Kinder hergebracht, „damit sie angesteckt würden.“

Wegen der vielen Mißernten und infolge der argen Mäuseplagen in den Feldern fehlte es ganz und gar an Stroh. Das war um so schlim-

mer, weil damals fast alle Häuser noch Strohdächer hatten. „Unser Vieh hätte verhungern müssen, wenn wir die vielen durchlöcherten Dächer mit Stroh hätten ausflicken wollen. An eigentliche Bedachung seiner Wohnung und seiner Stallungen mit Stroh darf keiner denken.“

Sogar am Notwendigsten fehlte es, am täglichen Brote. „Es ist Wahrheit im strengsten Sinne“, behauptet Bürgermeister Schulte, „daß selbst viele der größeren Grundbesitzer schon lange kein Brot mehr zu essen haben und auch keines anschaffen können. Sie müssen die unentbehrlichsten Dinge verkaufen, um Saatkorn und Pflanzkartoffeln anzuschaffen. Sehr viele leben jetzt hauptsächlich von Kräutern, die sie an Hecken zusammen suchen und zu Gemüse bereiten. Der grimmige Hunger ist auf hundert Gesichtern zu lesen.“

Wie knapp vor allem das bare Geld war, geht aus einem Briefe hervor, den der damalige Dechant des Dekanates Brilon, Pfarrer Kropf in Giershagen, an den Pfarrer Hermann Keuper in Niedermarsberg schreibt. In diesem Briefe vom 12. Oktober 1819 dankt der Dechant dem Pfarrer Keuper und spricht ihm seine „besondere Anerkennung für die ansehnlichen Kollekten-Beträge“ aus. Und wie hoch waren die Beträge? Für den Kirchenbau in Appelhülsen, in Neuastenberg je 30 Stüber, also 2,40 RM. Von den anderen Pastören im Dekanat schreibt der Dechant: „Diese Menschen schicken nichts.“ Offenbar hatten die Kollekten dort nichts eingebracht.

Überaus groß war damals die Arbeitslosigkeit. „Eine große Menge Handwerker sind Tagelöhner geworden. Aber auch als Tagelöhner finden sie keine Arbeit, weil niemand den Tagelohn bezahlen kann.“ Aus Canstein wird 1819 berichtet: „Ein Mann erhält täglich bei eigener Kost drei Silbergroschen Tagelohn, eine Frau anderthalb Silbergroschen, und doch finden sie keine Arbeit, weil keiner den Tagelohn bezahlen kann.“

Der Bericht des Bürgermeisters Schulte hebt dann den großen Mangel an Leinwand hervor. Das Leinen wurde damals in den Häusern selbst gewebt. Fast in jedem Hause stand ein Webstuhl. „Aber sobald die Leinwand vom Webstuhl kommt, muß sie verkauft werden, um die Steuerkassen und andere öffentlichen Kassen oder ungeduldige Gläubiger zu befriedigen. Weil die Leinwand fehlt, ist eine Unreinigkeit eingerissen, die über alle menschlichen Begriffe geht. Die Krätze grassiert allgemein und das häßlichste Ungeziefer, die sogenannte Kleiderlaus, ist einheimisch geworden wie in Polen. Es fehlen auch die Töpfe, die zum Auskochen und Reinigen der paar letzten Hemden vom Ungeziefer gedient hatten.“

Ebenso drückend war der Mangel an Holz. Wir setzen den Bericht

des Bürgermeisters über den Holzmangel wörtlich hierher: „Tiefe Wunden schlägt den Einwohnern der Holzmangel. Was sie nur immer an Geld aufbringen können, müssen sie zur Deckung dieses Bedürfnisses verwenden, zumal es an Betten und Kleidungsstücken mangelt, die gegen die Kälte schützen könnten. Eine unzählige Menge der Einwohner mußte den Bedarf an Holz wegen ihrer Armut stehlen und sich strafen lassen. Täglich sieht man beim Amt in Lumpen gehüllte Einwohner, die unter Tränen und Händeringen über Zahlungsunfähigkeit und Mangel an den notwendigsten Lebensmitteln klagen. Ist es nicht möglich, ihre Wünsche zu befriedigen, so rufen sie in ihrer Verzweiflung, man möge auch ihre Kinder verkaufen. Ich fühle mich zu schwach“, so schließt Bürgermeister Schulte seine Eingabe, „das Elend zu schildern, das rund umher die Gemüter niederschlägt. In dem schmerzlichen Gefühl, all der Not nicht abhelfen zu können, habe ich nur täglich Ursache, mich weit weg aus einer solch unglücklichen Gegend zu wünschen.“

Stadtberge (Marsberg), den 18. Febr. 1813.

Schulte, Bürgermeister.

Doch nach und nach besserten sich die Zustände. Da kam nach zehn Jahren — die Cholera, die weite Bezirke unseres Vaterlandes, auch des Sauerlandes, verheerte. In den Jahren 1830 und 1831 starben in manchen Orten, wie aus den Kirchenbüchern zu ersehen ist, sechs mal so viel Einwohner, wie sonst.

Auch die Cholera ging vorüber. Da kam nach einer kurzen Reihe von Jahren das furchtbare Hungerjahr 1846/1847. Unsere Väter und Großväter wußten davon zu erzählen. Der Scheffel Roggen kostete sechs Taler! Im „Wochenblatt für den Kreis Brilon“ vom 22. Mai 1847 macht das „Königliche Landes-Oekonomie-Kollegium“ bekannt, das sich aus Mehl von Queckenwurzeln ein gutes Brot herstellen lasse. Die Bereitung des Queckenbrotes geschehe folgendermaßen: „Die gelblich langen Queckenwurzeln werden gereinigt, demnächst sorgfältig gewaschen, etwas hart getrocknet, zu Häcksel geschnitten und auf der Kornmühle gemahlen. Acht Pfund Häcksel geben sieben Pfund gelbliches Mehl, dem Gerstenmehl ganz ähnlich. Dieses Mehl wird mit einem gleichen Teil Roggenmehl, selbst nur mit einem Drittel desselben vermengt, zum Teig eingerührt, gesäubert und gebacken.“

Nun können die Leser Antwort geben auf die Frage, ob es schon eine schlimmere Zeit gab als die jetzige. Warum aber ist es gut, auf die schlimmeren Zeiten hinzuweisen? „Der Blick in die Vergangenheit stärkt den Mut für die Zukunft.“